Diese Errungenschaft ihres Vorgesetzten, welche nicht verfehlen konnte, den zügellosen Wünschen seiner Untergebenen Thor und Thür zu öffnen, würde unstreitig die bedenklichsten Folgen gehabt haben, hätte nicht der wachthaltende Husar draußen in diesem Augenblick heftig ans Fenster geklopft, und, nachdem er schnell einige Worte hineingeschrien, das Weite gesucht. In der darauffolgenden Minute bewies die Infanterie eine Geistesgegenwart, Uebung und Findigkeit, die des edelsten Zweckes würdig gewesen, denn sie veranstaltete ihren Geschwindrückzug mit so großer Umsicht, daß auch nicht das geringste Eß- oder Trinkbare in Sehweite zu entdecken war, als nach kurzer Zeit ein junger blonder Offizier, durch die über die Achsel getragene Schärpe als Adjutant kenntlich, in die Gesellschaft trat, welche nunmehr nur aus der Komtesse, sowie Poirier und Nanette bestand. Die Stelle des Vicomte — der, als die Prussiens die Augen von ihm gewandt, durch das Fenster auf den Hof und in den Stall entwichen war und jetzt auf schnaubendem Rosse durch den Park sprengte — markirten ein Paar sehr kläglich dreinschauende Kommißstiefel.

Der erste Blick belehrte den Eintretenden, daß er einer Dame gegenüberstehe, deshalb begrüßte er zunächst Leonie in vollendeter Form und redete sie in wenn auch nicht tadellosem, so doch gut verständlichem Französisch an:

„Wollen Sie, mein Fräulein, mein Eindringen mit den Gewohnheiten des Krieges entschuldigen und mir die Frage gestatten, ob Ihre Leute mir für ein gutes Trinkgeld einen Schluck Wasser, oder Milch, oder auch Wein, wenn er vorhanden, überlassen dürften?"

„Kommen zu spät, monsieur, Kamerad hat alles genommen, alles, monsieur!" — begann der Alte das bekannte Lied, auf welches alle Franzosen vereidigt schienen, das aber sicher keinen Glauben gefunden hätte, wenn nicht der Blick der Dame den Offizier so vollständig beschäftigt, daß er das Geplapper überhörte. Dieser Blick, so kalt und feindlich er auch schien, vermochte doch nicht ein tiefes Interesse zu verbergen, man könnte sagen, die Ueberraschung, diesen Mann als Feind zu sehen. Und wenn der Lieutenant von Monfort angesichts dieser Augen seine Empfindungen hätte zergliedern können so würde er vielleicht ähnliches bei sich selbst entdeckt haben, so aber bezauberte ihn einfach dieses reizende Gesichtchen, diese herbe Anmuth, und es war nichts als der Wunsch, noch eine Weile in diese Augen blicken zu dürfen, was ihn ein Gespräch über die schwere Zeit, die Friedensaussichten beginnen ließ, dessen einziger Erfolg der Beweis war, daß er nicht zum Redner geboren. Trotzdem hörte ihn die Komtesse ruhig an, und es ist nicht abzuziehen, wohin dieses einseitige Gespräch geführt haben würde, wenn nicht Nanette, die inzwischen hinausgegangen war, jetzt ihre Herrin erinnert hätte, daß im Schlosse wohl alles in Sorge um sie sei.

Leonie erhob sich und schritt grüßend an dem jungen Offizier vorüber.

Damit wäre nun alles beendet gewesen, hätte nicht der alte Poirier nunmehr das Reden gekriegt und den Ueberfall, der seine junge Herrin allen Schutzes auf dem Heimweg beraubte, in den lebhaftesten Farben geschildert. Zum Ueberfluß führte er ihn noch hinaus, wo Leonie und ihre Zofe rathlos standen, und Herr von Monfort hätte also die schönste Gelegenheit gehabt, seine Rede bis ins Unendliche zu spinnen, denn natürlich bot er sein Pferd und seine Begleitung an, natürlich war man gezwungen anzunehmen, ja, es blühte ihm sogar noch das ungeahnte Glück, Leonie durch einen Bach tragen zu müssen, da der Reitknecht in übertriebener Angst die Holzbrücke zerstört hatte.

Der Unerfahrene jubelte auf, diese Augen hatten es ihm angethan und er hoffte einen kleinen Schritt in ihrer Gunst zu machen. — Ach, er war jung und kannte das weibliche Herz nicht. —

Im Schloß angekommen, bat ihn die Komtesse zu rasten so lange es ihm beliebe. Er nahm mit Freuden an, aber — Leonie war zu angegriffen, um erscheinen zu können — und aufs Bitterste enttäuscht ritt er allein zum Detachement nach. — Ach, hätte er sie nie gesehen! —

Hinter den Jalousieen der ersten Etage stand die junge Herrin und blickte finster hinab, während Nanette die Koffer packte, Leonie wollte sogleich zur Großmama reisen. Da ritt er aus dem Thor hinaus — Endlich! — Ach, hätte sie ihn nie gesehen! —

(Forts. folgt.)

Bunte Zeitung.

* **Afrikanische Erziehung.** In einem sehr ausführlichen Reisewerk, welches der Konservator am Zoologischen Reichsmuseum in Leyden, J. Büttikofer, als Ergebniß seiner beiden Forschungsreisen durch das Gebiet der Negerrepublik Liberia veröffentlicht hat (Reisebilder aus Liberia, 2 Bde. Leyden), findet man fesselnde Mittheilungen über eine höchst merkwürdige soziale Einrichtung, den sog. Zauberwald, der „als ein auf das Eheleben vorbereitendes Pensionat betrachtet werden muß." In der Tgl. Rdsch. lesen wir darüber folgendes: Fast jeder größere Ort des Landes besitzt je einen solchen Zauberwald sowohl für Knaben wie für Mädchen, doch sind beide Institute weit voneinander abgelegen und stehen in keinerlei Beziehung zu einander. Der englische Name für diese Erziehungsanstalten ist greegree-bush; in der Beysprache heißt der für die Knaben bestimmte Zauberwald bery oder belly, der für die Mädchen bestimmte sandy. Etwa im 10. Lebensjahre werden die Knaben, sowohl Sklaven als Freie, dem Zauberwalde überliefert, und zwar für die Dauer eines Jahres. Die Anstalt besteht aus Hütten, die in der Nähe eines Dorfes im Walde errichtet und in den meisten Fällen von einem Zaun aus Mattengeflecht umgeben sind. Keinem Uneingeweihten, und ganz besonders keiner weiblichen Person ist der Zutritt zum greegree-bush gestattet. Die Zöglinge stehen unter der Aufsicht alter Männer und werden von diesen in Gesang und Tanz, in der Handhabung der Waffen, namentlich von Speer und Schwert, und überhaupt in der Kunst der Jagd und der Kriegführung unterrichtet. Außerdem gewöhnt man die Knaben während ihres Aufenthaltes in einem solchen Zauberwald daran, Hunger und Durst und große Schmerzen ohne Klagelaut zu ertragen; auch werden sie in gerichtliche und politische Fragen eingeweiht, um später an einem „Palaver" theilnehmen und über Landesangelegenheiten ihre Meinung äußern zu können. Der Diebstahl scheint jedoch den Zöglingen einer derartigen Erziehungs-Anstalt nicht als Vergehen angerechnet zu werden, denn unter der Leitung ihrer Lehrer unternehmen sie Einfälle in benachbarte Dörfer, um durch List oder Gewalt alle möglichen Lebensmittel zu rauben und nach ihren Wohnstätten in Sicherheit zu bringen. Beim Eintritt in den Zauberwald erhalten die Knaben einen anderen Namen, den sie auch nach ihrem Austritt aus demselben weiterführen, und es wird ihnen der Glaube beigebracht, daß sie durch den Waldgeist mit dem Betreten des Zauberwaldes getödtet und darauf zu neuem Leben erweckt worden seien. Während die Knaben, so lange ihre Lehrzeit in diesen merkwürdigen Erziehungsanstalten dauert, völlig nackt einhergehen, werden sie beim Wiedereintritt ins Leben mit Zeug aus Mattengeflecht gekleidet und mit allerlei Zierrath geschmückt. Ein solcher Tag ist nämlich für sie und die Ihrigen ein hoher Festtag, an dem sie vor den Augen einer großen Menge die im Zauberwald erlernten Tänze aufführen und dazu die nicht immer sehr anständigen Zauberwaldlieder singen. Nach Beendigung der Tänze werden sie ihren Eltern vorgestellt, wobei sie sich den Anschein geben, als sähen sie dieselben zum ersten male. Auch für die Mädchen besteht, wie schon erwähnt, in der Nähe jeder größeren Ortschaft ein solcher greegree-bush. Ihre Erziehung wird von den sog. Teufelsfrauen geleitet, die man an einem kleinen tätowirten Kreuzchen auf jeder Wade erkennt. Meistens übergiebt man die Mädchen im 10. Lebensjahre dem sandy und läßt sie dort bis zu ihrer Heirathsfähigkeit, oft auch länger. Wie die Knaben gehen auch sie im Zauberwald völlig nackt und uneingeweihten weiblichen Personen sowohl wie Männern ist der Zutritt streng untersagt. Ihre Verwandten dürfen sie freilich gelegentlich besuchen, müssen sich dann jedoch, um äußerlich erkenntlich zu sein, mit weißem Thon beschmieren, sodaß sie bei solchen Gelegenheiten wie Klowns in einem Zirkus aussehen. Unter der Aufsicht der Teufelsfrauen lernen sie im greegree-bush Gesang, Spiel und Tanz, sowie zahlreiche Gedichte, von denen einige, wie schon Dapper sich ausdrückt, „Manches enthalten, das nicht nur Ehren gesungen werden darf, obschon sie in ihren täglichen Gesprächen züchtig, keusch und schamhaft sind." Zuweilen lernen sie allerlei häusliche Arbeiten verrichten, Netze stricken und dem Flechtang obliegen. Die Zauberwaldmädchen werden bei den Liberianern greegree-bush-girls, bei den Bey sandy-ding (Zauberwaldkind), meist aber bony (Jungfrau im Sinne von virgo) genannt. Auch beim Austritt aus dem sandy finden Freudenfeste statt, bei denen die Mädchen ebenfalls reich geschmückt werden und wie die Knaben die im Zauberwald erlernten Künste öffentlich zur Schau tragen müssen. Der Verfasser des vorliegenden Werkes behauptet, daß diese Zauberwälder einer erfolgreichen Wirksamkeit der Missionare im Wege stehen. Junge Leute, die bei christlichen Liberianern oder auf Missionsanstalten erzogen werden, verschwinden nämlich oft, und dann ist in den meisten Fällen kein Zweifel darüber möglich, daß sie ihren Pflegeeltern nur zu dem Zweck entlockt worden sind, um sie einem greegree-bush zur althergebrachten Erziehung zu übergeben. „Oft kehrt dann das Kind gar nicht mehr zu seinen Pflegeeltern zurück, oder es läßt sich, wenn dies nach einigen Monaten doch geschieht, ohne Mühe durch gelegentliche Fragen der wirkliche Zweck des Fortbleibens herausfinden. Uebrigens zeigt sich bald eine auffällige Veränderung in dem Charakter des Zöglings, ein Hinneigen zu den Sitten der Eingeborenen und die Lust, in die durch ältere Knaben gesungenen Liebeslieder einzustimmen und sich an den wilden Tänzen der Erwachsenen zu betheiligen, sowie gar oft eine gewisse Abneigung gegen die Lehren des Christenthums."

Für die Redaktion verantwortlich: Hermann Jordan in Halle.

Druck und Verlag von Otto Hendel in Halle a. d. S.

Unterhaltungsblatt der Saale-Zeitung.

Nr. 190. Halle a. d. S., Sonntag den 16. August 1891.

[6]

Schloß Wolfseck.

Roman von E. Vollbrecht.

Guido's letzter Wille lautete:

„Nur im Hinblick auf ein altes Gesetz unseres Hauses nehme ich Abstand von meinem Vorhaben, die Söhne der Schwestern meines Vaters: Karl Graf Reichenburg und Zdenko Graf Slanski gänzlich und für alle Zeit von dem Antritt meines Nachlasses auszuschließen. Ich habe während meines Lebens von denselben nur Böses erfahren und keinerlei Ursache, mich ihrer in Güte und Wohlwollen zu erinnern. Nein, ich gedenke ihrer in Haß.

Ich bestimme — und es soll an diesem meinem letzten, bei klarem Verstande abgefaßten Willen niemand rütteln und deuteln — daß zur Zeit meines Todes keiner der beiden Genannten etwas anderes erhält als eine Jahresrente von 500 Gulden. Schloß Drochlowitz mit allen seinen stehenden und liegenden Gründen soll unter Administration gestellt werden. Das Erträgniß der Domäne aber möge man in guten Papieren anlegen, und es soll dabei mit jener Vorsicht zu Werke gegangen werden, die ich weiter unten ausführlicher bestimme. Erst wenn einer der beiden oben angeführten Herren stirbt, tritt der Ueberlebende in den Besitz meiner Hinterlassenschaft. Es soll dieselbe alsdann auch für ihn und seine Nachkommen Eigenthum bleiben und die Familie des zweiten Prätendenten kein Anrecht an dasselbe haben."

Die Rache, welche eine dämonische Seele in zahllosen qualerfüllten Nächten ersonnen, sollte in allen Konsequenzen an ihren Opfern sich erfüllen. Guido Rynecks letzter Wille führte eine erbitterte Feindschaft zwischen den Enterbten herbei, die bisher in guter Kameradschaft gelebt hatten. Diese wurde hauptsächlich durch Zdenko herbeigeführt und aufrecht erhalten, während Karl Reichenburg, dem ein sanftes, gleichmüthiges Temperament eigen war, sich einfach hinter Schweigsamkeit verschanzte.

Er lebte in sehr geordneten Verhältnissen. Von jeher hatte er es verstanden, Einklang in seine Einnahmen und Ausgaben zu bringen, und dies Verhalten wurde in seiner Ehe fortgesetzt. Er avancirte langsam, aber er galt überall für einen ausgezeichneten Offizier und makellosen Edelmann. Die Testamentsbestimmung seines Vetters bedeutete für ihn kaum eine Enttäuschung, denn Guido's Haß hatte ihn niemals zu Hoffnungen auf das reiche Erbe berechtigt. Er erzog in Gemeinschaft mit seiner hochgebildeten Gemahlin seinen einzigen Sohn Adalbert nicht nur im Bewußtsein seines Standes, sondern auch im Hinblick auf die Pflichten, welche die Geburt ihren Trägern auferlegen soll. Allmälig rückte er zum Kommandanten einer kleinen Festung vor. Hier hatte sein Streben seinen Höhepunkt erreicht, und die Zukunftspläne des alternden Ehepaares gipfelten fortan einzig in der Laufbahn des Sohnes. Adalbert hatte die Rechte studirt und als Beamter seinen Lebensweg betreten. Zdenko sah sich, angesichts des Testaments seines Vetters, als dessen Erben er sich unausgesetzt betrachtet hatte, in unsagbare Sorgen gestürzt. Selbst seine leichtsinnige, nur dem Augenblick ergebene Natur erbebte vor der Härte der Enttäuschung. Die Schuldenlast, welche der elegante Dragneroffizier allmälig aufgethürmt, war durch seine Verheirathung nur noch vergrößert worden. Sein unverzüglich nach Kenntnißnahme des Testaments entstandener Entschluß, dasselbe anzugreifen und durch einen Prozeß die seltsame Erbklausel aufzuheben, scheiterte an dem Widerspruch des Grafen Reichenburg. Karl Reichenburg versagte in seiner ruhigen Weise, doch sehr bestimmt jeden Beistand in dieser Angelegenheit. Zdenko wüthete, sein Groll fand endlich einen Anhaltspunkt an dem Vetter. Er sah in ihm fortan nicht anderes als einen Widersacher und war überzeugt, derselbe erhoffe seinen Tod, um das reiche Erbe anzutreten. Seine Gläubiger, die er bisher mit dem Hinblick auf das reiche Erbe zu langmüthigem Ausharren veranlaßt hatte, traten, kaum daß der Wortlaut des Testaments bekannt geworden war, ungestüm mit ihren Forderungen an ihn heran. Es waren Ehrenschulden darunter. Graf Slanski befand sich in einer bedenklichen Lage, als einer der Erzherzöge helfend eingriff und die Verhältnisse seines ehemaligen Adjutanten ordnete. Er war unter Dienstbeförderung in die Residenz gezogen.

In dem Kreis, in welchem sich Zdenko Slanski bewegte, versanken alle seine guten Vorsätze in vollkommene Vergessenheit. Hier fand er freien Spielraum, seiner Prachtliebe, seiner Leidenschaft für das Spiel zu huldigen. Es fanden sich allezeit hilfsbereite Hände, um ihn aus Geldverlegenheiten zu befreien und seiner persönlichen Freiheit Schlingen zu legen. Mit jeder Rangerhöhung wuchsen die kostspieligen Anforderungen, die zu vermeiden er seiner Ehre zuwiderlaufend ansah. Die Jahresrente von 500 Gulden, welche er in aufbrausendem Grimm als eine Verhöhnung ansah — in welchem Sinnt Graf Rynek sie seinen Vettern auch bestimmt hatte — die er anfangs mit dem Fuße von sich zu stoßen willens war — auf sie ward später gar oft als einzige Zuflucht hingeblickt. Jetzt war sie schon auf Jahre hinaus verpfändet.

Die schöne Tini war eine stille, bescheidene Frau geworden. Sie trug keine Schuld an der verzweifelten Lage, in welcher sich ihr Gemahl, der inzwischen zum General der Kavallerie und zur Excellenz befördert worden war, befand. Sie fügte sich seinen Anordnungen, sie beschwichtigte manch rohen Gläubiger durch ihre sanften Bitten. Sie versuchte niemals, ihren Gemahl zur Sparsamkeit zu bewegen. Manchmal wohl weinte sie in der Stille; jedoch er war nun einmal der Ansicht, daß seine Lebensstellung von ihm die Aufrechthaltung des glänzenden Hausstandes erheische. Hauptsächlich in den letzten Jahren, wo man eine heirathsfähige Tochter in die Welt einzuführen hatte.

General Slanski glich einem Lotteriespieler. Seine ganze Zukunft beruhte auf zwei Treffern. Der eine konnte nur durch Graf Reichenburg's Tod Gestalt annehmen, der andere durch einen reichen Bewerber seiner Tochter Oktavie. Und der letztere ging der Verwirklichung entgegen.

V.

Ein mit seinem Geschmack eingerichtetes Herrengemach, vor den Fenstern dunkle Vorhänge, auf dem Fußboden und vor den Thüren Smyrna-Teppiche, unter dem mit zahllosen Nippsachen besetzten Schreibtisch das Fell eines Bären, auf der breiten Ottomane ein kostbarer persischer Teppich und farbenprächtige Kameeltaschen, in der Nähe des einen Fensters eine Staffelei mit dem Bildniß eines jungen Mädchens, das Zimmer ist erfüllt von jenem Aroma, welches feine Cigarren hinterlassen.

Es ist zur Zeit der Dämmerstunde, die in diesem, viele heimliche Winkel bietenden Raum, schon ihre tiefen Schatten wirft; und der nämliche Tag, an welchem man sich bei Baron Detlef in Dresden zum Polterabend rüstet.

General Slanski durchmißt mit unruhigen Schritten schon länger denn seit einer Stunde die Ausdehnung seines Gemachs. Zuweilen verweilt er zu kurzer Rast vor dem Bilde seiner Tochter. Dann klären seine Züge sich auf und ein Lächeln verscheucht für kurze Zeit die Sorgenfalten, welche sein Antlitz verdüstern. Dennoch hat Zdenko Slanski heute eigentlich keine Ursache, besonders niederdrückenden Einflüsterungen seines Innern Raum zu geben. Es gehört dies sonst auch nicht zu seinen Eigenthümlichkeiten — aber eine beklemmende, unbestimmbare Angst schnürt ihm die Kehle zusammen.

Er knöpft seinen Uniformrock auf und beginnt abermals seine aufregende Wanderung.

In zwei Tagen wird man die Vermählung seiner Tochter mit dem jungen Fürsten Sergey Bukalow feiern, alle Vorbereitungen dazu sind getroffen. Die wundervolle Ausstattung

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-18910816088/fragment/page=0001

steht in Kisten gepackt zum Absenden bereit. Zwar ist sie nicht bezahlt, ebensowenig wie die Instandsetzung der glänzenden Festlichkeiten, welche der Verlobung vorausgingen; jedoch sie erregte während der drei Tage ihrer Ausstellung den Neid sämmtlicher Damen Wiens. Nach der Vermählung wird das junge Paar sich auf die Güter des Fürsten begeben. Welches Glück für das Kind — die süße Dodo — den reichsten Fürsten des südlichen Rußlands erobert zu haben, und welches Glück für ihn — ihren Vater!

Heute vormittag hatte er dem Fürsten seine Lage erschlossen. Wie schwer war ihm dieser Schritt geworden; von einem Tag zum andern hatte er ihn hinausgeschoben, und wie liebenswürdig hatte der Fürst die Enthüllung aufgenommen. Nicht einmal Erstaunen hatte sich auf seinem schönen, leider sehr blassen Antlitz ausgeprägt. Erstaunen darüber, daß sein künftiger Schwiegervater ruinirt sei. Hatte die perfide Nachrede, die tausendzüngige Fama ihren Weg auch zu des Fürsten Ohr gefunden? In diesem Falle hatte sie dem General einen Dienst erwiesen.

In liebenswürdiger Weise hatte Sergey versprochen, die Angelegenheit in seine Hände zu nehmen. Heute um fünf Uhr hatte er sein Erscheinen zugesagt. Er würde seinen Bevollmächtigten mit sich bringen und diesen beauftragen, die bewußten Verbindlichkeiten vollständig zu ordnen. Wie leicht und obenhin dem Fürsten dabei die Worte entglitten, Worte, welche für den General Befreiung von dem entsetzlichen Druck verwichener Jahre und einer mit Schande befleckten Zukunft bedeuteten. Was galten dem Eigner von Millionen auch ein paar Hunderttausende!

Der General war abermals vor das Bild seiner Tochter getreten. Ein Zug stolzer Genugthuung trat auf seine Lippen. Oktavie war solchen Preises werth.

Eine wehmüthige Stimmung überkam ihn bei dem Gedanken, daß er sie nun bald verlieren werde. Jedoch, sie ging einer wonnevollen Zukunft entgegen, der Fürst betete sie an, keinen Wunsch würde er ihr versagen und zeitweilig würden Beide ihren Aufenthalt auch in Wien nehmen.

Noch immer war er im Anschauen des Bildes verloren, aber der Ausdruck seiner Züge wechselte.

Wie hatte man ihm und Dodo dies Glück mißgönnt. Wie hatte die Welt so schwer an die Thatsache glauben wollen, daß Fürst Bukalow in Wahrheit die vielgefeierte, aber ganz aussichtslose Tochter des armen Generals den Töchtern wohlsituirter Adelsfamilien vorziehe. Und als alle Intriguen an dem Mannesstolz und der tiefen Leidenschaft des jungen Fürsten sich machtlos erwiesen hatten, da war man ihm selbst genaht mit allerhand Bedenken, Achselzucken und Kopfschütteln.

Man kannte Fürst Bukalow doch eigentlich sehr wenig. — Zwar — ja — man wolle durchaus nicht bezweifeln, wofür ja auch die Gesandtschaft einstehe, seinen Rang und sein Besitzthum.

Allein es gehöre doch viel Selbstverleugnung dazu, ein Kind, ein einziges Kind in das ferne Rußland scheiden zu lassen!

Und ob dem General nicht das Aeußere des Fürsten Bedenken einflöße. Sein ganzer Habitus, die lange, schmächtige Gestalt, lasse auf ein Lungenleiden schließen.

Die Einsame kräuselte verächtlich die Lippen. „Sie hätten alle zugestimmt," murmelte er. Er sieht nach der Uhr. Eine Stunde über die verabredete Zeit ist verstrichen. Unerklärlich! Wieder durchmißt er das Gemach. Er beginnt, seine steigende Beängstigung vor sich selbst zu verhöhnen. Ist er nervös geworden wie eine alte Gouvernante? Kann nicht der alltäglichste Vorgang, ein Besuch, eine zufällige Begegnung den Fürsten zur Verzögerung seines Erscheinens veranlassen? Und dennoch — dennoch —

„Papa?!"

Der General zuckte zusammen. In diesem Augenblick erschreckte ihn selbst die Stimme seiner Tochter.

„Ist Sergey bei Euch?" fragte er hastig.

Dodo sieht ihren Vater mit einigem Befremden an. Seine Frage hat einen so rauhen Klang.

„Nein. Ich dachte er wäre bei dir. Er hat versprochen, uns um sechs Uhr ins Konzert zu begleiten. Mama ist bereit, der Wagen wartet, das Konzert muß begonnen haben, und von Sergey noch immer keine Spur." Sie wirft dies alles in sehr harmloser Weise hin, plötzlich richtet sie und gleichzeitig ihr Vater den Blick nach der Thür. Der Kammerdiener des Generals ist eingetreten. Er sieht verändert aus; seine Domestikenphysiognomie hat die gewohnheitsmäßige Ausdruckslosigkeit verloren.

„Was giebt's?" fragt der Graf.

Der Diener wirft einen seltsam verstörten Blick auf die Komtesse, die noch immer unter der Verbindungsthür, die zum nächsten Gemach führt, steht.

Sie trägt ein rothes Kleid aus leichtem Seidenstoff. Der dunkle Vorhang hinter ihr hebt das Ebenmaß ihrer schlanken Gestalt plastisch hervor. Ihr weiches braunes Haar liegt in schweren Locken auf Nacken und Schultern. Ihr Teint ist von der Farbe des lichten Bernsteins. Die niedrige Stirn, die fein gebogene Nase, der nicht kleine aber edel geformte Mund geben ihr den Reiz des Pikanten. Schlägt sie aber die braunen wundervollen Augen auf, dann zweifelt niemand daran, daß Komtesse Oktavie eine Schönheit sei.

„Was ist's — reden Sie, Anton!"

Der Graf stampft, während er seine Frage wiederholt, in peinlicher Erwartung mit dem Fuße.

„Der Büchsenspanner Seiner — Durchlaucht ist — soeben angelangt und —"

„Lassen Sie ihn eintreten."

Iwan, ein Stockrusse, erscheint in seiner glänzenden Livree. Er verbeugt sich unaufhörlich, küßt dem General den Zipfel seines Rockes, und während ihm dicke Thränen in den langen schwarzen Bart rollen, berichtet er in seinem schlechten Deutsch und mit vielen russischen Ausrufungen, daß man den Fürsten vor einer Stunde besinnungslos und blutend in sein Palais gebracht habe. Er hatte sich, wie später bekannt ward, in den Prater begeben, um einen Viererzug, mit welchem er seine Braut überraschen wollte, einzufahren. Die Anstrengung mit den jungen feurigen Thieren führte eine Katastrophe herbei, die ihn im Jünglingsalter schon einmal heimgesucht hatte. Ein heftiger Blutsturz überfiel ihn.

Der General nahm sich kaum Zeit, seinen Mantel umzuwerfen. Er benutzte den bereitstehenden Wagen seiner Frau und fuhr nach dem Palais des Fürsten.

Dodo verweilte noch einige Zeit auf der Stelle, an welcher sie die traurige Botschaft vernommen hat. Dieselbe hatte sie erschreckt und ihr Mitleid für den Erkrankten wachgerufen. Jedoch sie erkennt die Gefahr von Sergey's Zustand nicht. Sie sagt sich, daß ihre Vermählung nun einen Aufschub erleiden werde. Sie würde Sergey mit Mama besuchen, wenn er es wünscht.

Es thut ihr leid, daß er sich den Zufall im Dienste für sie herbeigezogen hatte. Ihr Herz schlägt nicht viel schneller als gewöhnlich, als sie der Mutter bald darauf das Ereigniß mittheilt. Der Eltern Erschütterung scheint ihr übertrieben. Sie liebt den Fürsten nicht, er ist ihr gleichgiltig. Als wohlerzogene Tochter hat sie willig und ohne Bedenken ihre Hand in die Rechte desjenigen Bewerbers gelegt, welchen die Eltern ihr zuführten. Fürst Sergey ist ein liebenswürdiger junger Mann, und sie empfindet eine frohe Genugthuung darüber, seine Erwählte zu sein.

Dodo ist in der Ueberzeugung groß gewachsen, daß sie dem ersten reichen Bewerber, der sich ihr nahe, ihre Hand reichen müsse.

Die zerrütteten Verhältnisse ihres Vaters sind für sie kein Geheimniß. Sie nahm dieselben als etwas Unabwendbares hin. (Forts. folgt.)

---

[1]

Erinnerungen eines Offiziers.

Von Hans v. Valseck.

1. En passant.

Ein heller, frischer Januarmorgen scheint in die waldige Bergschlucht.

Der Schnee der Landstraße blendet und die junge Reiterin hat den Schleier ihres koketten Cylinderhutes um den aristokratisch kleinen Kopf geschlungen. So gewahrt sie eben so wenig als der neben ihr reitende Kavalier, welcher soeben die Wirkung seiner in romantisch gefärbter Tirade fein versteckten Liebeserklärung auf ihrem schönen Gesicht sucht — den weit überhangenden Tannenzweig, der jetzt ihnen beiden die Hüte vom Kopfe streift, um sie darauf mit einer Wolke von Schnee zu überschütten. Lachend

hält sie das Pferd an und befestigt ihren am Schleier hängenden Hut wieder an der Frisur, während der Kavalier bestürzt nach oben blickt, den Grund des Attentats zu ermitteln, und der ihnen folgende Reitknecht heransprengt, um den im Schnee liegenden feinen Filz aufzuheben.

„Wir wollen in der Chaumière frühstücken, wenn es Ihnen gefällig ist, Herr Vicomte?"

„Ganz zu Ihrem Befehl," erwidert jener und blickte zum Reitknecht hinüber — „wo ist die Chaumière?"

„Der Weg dahin ist schon passirt," meldet dieser, „aber ich weiß nicht, ob die Herrschaften zurückreiten werden, es folgen uns schon seit einiger Zeit Reiter — wie es scheint Soldaten, und der Postbote von Blanchuisson sagt, es sei eine Schlacht geschlagen —

„Peste!" macht der Vicomte — „nein, dann wollen wir lieber nicht" — aber er bemerkt etwas in den Mienen der Dame, das ihn veranlaßt, seine Entscheidung schließlich durch Heben des Tones zur Frage umzugestalten. Und Comtesse Leonie, welche währenddem den kunstvollen Knopf ihrer Reitgerte angelächelt, bestätigt die Weisheit dieser Vorsicht und den alten Satz, daß die Einfälle schöner Köpfe sich aller Berechnung entziehen. Sie sah milde und voll zu ihm hinüber und sagte mit bezaubernder Güte:

„Oh, was mich betrifft, ich sehe durchaus keinen Grund, weshalb nicht. In Ihrer Gesellschaft" — eine höchst graziöse Verbeugung — „fühle ich mich vollkommen sicher."

Damit schien für den Reitknecht die Frage entschieden; er ritt voraus nach der Chaumière, die Herrschaften folgten und Comtesse Leonie wandte sich angelegentlich zu dem bleich gewordenen Vicomte, der durch die Lorgnette die Ferne der Straße absuchte, auf der kleine blitzende Punkte bald auftauchten, bald verschwanden. —

„Nicht wahr, Vicomte, ein entzückender Morgen?"

„In Ihrer Gesellschaft," beeilte er sich zu entgegnen, dann bogen sie in den Waldweg ein.

* * *

Nach der Schlacht von Le Mans marschirte ein Theil der siegreichen Armee in drei Heeressäulen durch die Maine, Perche und Normandie nach Rouen. Die mittlere derselben, nach ihrem Commandeur, dem General von Rauch, scherzweise das détachement de la fumée benannt, nahm ihren Weg durch die Schluchten der Perche und mehr als sonst im Kriege denkbar ähnelte der Marsch dieser von allen Seiten gedeckten Truppe einem militärischen Spaziergang.

Die Commandeure der Bataillone, Schwadronen und Batterien pflegten an der tête der Truppe beim General zu reiten, und hinter diesen Würdenträgern konnte man die lustige Schaar ihrer Adjutanten, der geringeren Befehlshaber und Doktoren antreffen, wenn nicht gerade eine romantisch belegene Ferne, ein schöner Aussichtspunkt, ein von den Patrouillen entdecktes Wirthshaus im Wald usw. einen kleinen Abstecher veranlaßt hatte.

An der Felsenecke, wo die Straße eine Wendung zu Thal macht, wartete ein Husar der Spitze und meldete, daß man in der Ferne drei promenirende Reiter gesehen, darunter eine Dame — natürlich horchten die Lieutenants auf — daß aber weder von Franctireurs noch sonstigen feindseligen Vorbereitungen das Geringste bemerkt sei. Der General dankte und der Husar sprengte davon.

Diese Meldung hatte besonders ein älterer Krieger mit einem gewaltigen Sappeurbart, der breitspurig neben dem Tambourmajor an der Spitze der Abtheilung einherschritt, mit Aufmerksamkeit und Befriedigung vernommen. Es war der Bataillonsschreiber Sergeant Poll, eine Person, die hiermit zu verewigen die Pflicht der Dankbarkeit erfordert, denn, wenn man ihn jetzt auch nicht kennt, weil Moltke alles untadelhaft besorgte, man hätte ihn sicherlich gekannt, wenn dieser Moltke gefehlt hätte. Mehr dürfen wir nicht sagen, aber es wird genügen, die schwachen Gemüther unserer Kompatrioten nach dem herben Verlust des großen Strategen zu trösten: Fritze Poll aus Berlin lebt noch in ungeschwächter Kraft wie zur Zeit unserer höchst wahrhaftigen Geschichte, in welche er jetzt handelnd eintritt.

Er steckte nämlich die ausgerauchte Pfeife ein, holte eine erbeutete hochelegante Feldflasche hervor, prüfte mit erfahrenem Blick ihren Inhalt gegen das Licht und ließ den einsamen Tropfen, der sich während des Marsches am Boden gesammelt, langsam gegen die Oeffnung laufen, wo ihn die vorgeschobene Unterlippe des genügsamen Kriegers in Empfang nehmen sollte, als eine Unebenheit der Straße diese Berechnung störte, und der so sicher erwartete Genuß in den Schnee fiel.

„Hest em flegen sehn?" — grinste sein Nachbar schadenfroh — „wat fackelst ook so lang un moakst immer Lüt' noch giewrig!" —

„In ditz Land is eenem nischt jejönnt" — brummte Poll giftig — „aber ick wer' mir revanschiren! —" damit nahm er sein Gewehr von der Achsel und trat an den Rand der Straße.

„Nanu? —" rief verwundert der Tambourmajor. —

„Wer' mal bei de Kolonne insprechen! — Morjen! —" stützte sich in vornehmer Ruhe auf das Gewehr, nahm eine Vorgesetzten-Haltung an und warf inspizirende Blicke in die vorbeimarschierenden Glieder, aus denen soeben die ersten Anfänge eines Marschliedes emporkemen. Der Lockvogel schlägt an, ein anderer pfeift mit, zwei brummen den Contrapunkt und die zweite Stimme, das heißt so viel, als von den Kameraden angenommen, und bald singt die ganze Compagnie:

„Was nutzet mir mein schönes Mädchen
Wen andre mit spazieren gehn — — —"

* * *

Am Ende des etwa drei Kilometer langen Parkes des Chateau d'Evremont lag die Chaumière, ein Weingut, das der alte Poirier in Pacht hatte.

Die reichliche Kollation aus der Tasche des Reitknechtes von Nanette Poirier zierlich auf dem Tisch der Halle geordnet und mit allem, was die Wirthschaft bot, ergänzt, stand unberührt, denn Comtesse Leonie d'Evremont las einen Brief ihrer Großmama aus Rouen, der in ihrer Abwesenheit auf dem Schloß eingetroffen und ihrer Zofe Nanette wichtig genug erschienen war, ihn ihrer Herrin nachzubringen, so zugleich dem Papa einen Besuch abstattend. Der Vicomte dagegen frug unermüdlich in den Pächter hinein, um zu erfahren, was man von einer Schlacht kolportire, da das Ausbleiben der Zeitungen immer auf Veränderung der Truppenstellung und damit auf Neuigkeiten schließen ließ.

„Am ersten Tage ist's noch zweifelhaft gewesen — sagt Vetter Jaques — aber am zweiten sind die Prussiens davongelaufen wie die Hasen; das hat er von Augenzeugen in Nogent selbst gehört." So schloß Poirier und legte ein frisches Scheit in die Flammen des Kamins.

Der Vicomte nickte, stand auf und warf einen schnellen Blick in den Spiegel, der sowohl über seine Haltung und Aussehen vollkommen beruhigte, als auch ihm Comtesse Leonie zeigte, welche über den Brief hinaus träumend in die Winterlandschaft blickte, — dann zog er den kurzen Reitpelz in die Taille, die hohen Juchtenstiefel über die Knie und näherte sich elastischen Schrittes der schönen Schloßherrin, als ein Krachen durch das Haus dröhnte, und alles entsetzt auffuhr. In demselben Augenblick verdunkelte ein Reiter das Fenster nach dem Waldweg, ein gutmüthiges Obotritenantlitz nickte freundlich herein und griff salutirend an die Bärenmütze.

Poirier faßte sich zuerst und eilte, die Thür zu öffnen, aber zu spät, ein neuer Schlag, dann ein Splittern und Spalten von Brettern, und, den zitternden Pächter zurück stoßend, trat Sergeant Poll mit zwei Infanteristen ein.

„Bong schur, monschüre!" — er ergriff Poiriers Hand und schüttelte sie kräftigst — „Kubleke, du bleibst an de Dhüre un paßt uff — bong schur, madameken, damit begrüßte er die finster dreinschauende Comtesse, welche erstarrt im Schreck über den plötzlichen Einbruch des Feindes und im maßlosen Aerger über den Vicomte, der sich hinter Poirier geflüchtet, auf das in ihrer Hand bebende Blatt niedersah.

„Ja, det is der Krieg — zäh ja jähr — wollte ick sagen. Hinjesen abersicht, wo det Essent jleich uff'n Disch steht, wer'n wer uns schon eenigen." Poll setzte sich, das Gewehr zwischen den Knieen, an die Tafel und begann das lange Weißbrod mitten durchzuschneiden, mit Butter und Fleisch zu belegen, während er dann und wann einen Happen genoß. Sein zweiter Begleiter unterstützte ihn und reichte dann zunächst den Husaren draußen, sowie auch Kubleke ihren Antheil.

Die Franzosen blickten sich scheu an, dann wieder auf die kauenden Krieger, die den Tisch mit Eifer und Erfolg leerten. Die Komik der Situation konnte dem klugen Mädchen auf die Dauer nicht entgehen und schon verfolgte sie mit Interesse die unglaublichen Bissen, welche in raschester Folge in dem Sappeurbart ihr gegenüber verschwanden, als eine Bewegung des Vicomte ihren Blick anzog. Jener näherte sich nämlich dem Fenster nach dem Hof, aber Kubleke paßte auf. Das lange Brot mit dem Munde haltend, machte er fertig und legte an. Im Augenblick waren auch Poll und der andere aufgesprungen, beide ebenfalls unfähig, eine Silbe aus dem gefüllten Munde herauszubringen, und, wie ernst auch die Absicht war, die Comtesse mußte laut und herzlich lachen, was wahrscheinlich dem Vicomte eine Wunde ersparte.

Kaum aber hatte ihre Heiterkeit den Feind entwaffnet, so schlug sie echt weiblich ins Gegentheil um, und Leonie brach in heftiges Schluchzen aus.

Poll schien anfänglich geneigt, sie trösten und beruhigen zu wollen, da fielen seine Blicke auf des Vicomte Juchtenstiefel, denen man die Weichheit und Wasserdichtigkeit förmlich ansah. Was aber eines Infanteristen Herz im Kriege beim Anblick solcher Stiefel empfindet, ist ein Grad von Wonne, den zu beschreiben vielleicht ein Milton unternehmen dürfte d. h. nachdem er einen halbjährigen Feldzug in Kommißstiefeln durchgemacht. Wir müssen uns beschränken, der Wahrheit gemäß zu berichten, daß der Sergeant seine Sicherheit, das Frühstück, die Welt um sich vergessend, augenblicklich den Vicomte und sich entstiefelte und darauf in die juchtenen hineinschlüpfte, dem andern überlassend, sich der kommissenen zu bedienen.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-18910816088/fragment/page=0002